

Neue schweizerische Bücher

Autor(en): **Schmid, F.O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **2 (1907-1908)**

Heft 15

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-747884>

Nutzungsbedingungen

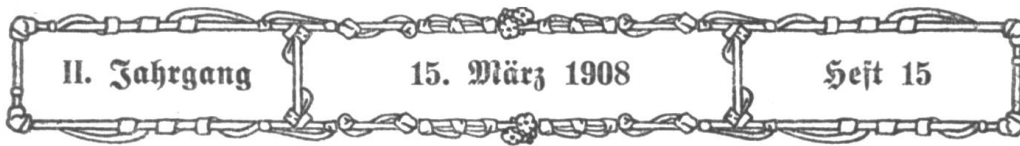
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Schicksal.

Aus dunklen Träumen heben
Wir Hand und Blick
Und flehn in unser Leben
Ein kurzes Glück.

Zu Häupten irrt ein Glänzen
Voll über Pracht,
Als wie von goldnen Kränzen
Hin durch die Nacht.

Doch kommt's auf zwei hernieder
Und willen's kaum,
Sinkt schon ein jedes wieder
In dunklen Traum.

Ronrad Falke.



Neue Schweizerische Bücher.

Von F. D. Schmid.

II.

Große Kunst kann nur aus einer kräftigen und ursprünglichen Volkskunst heraus geboren werden. Was seine Wurzeln nicht in diese Tiefen senkt, das steht in der Luft und stirbt als saft- und kraftloser Schöbling bald ab, wie die universal sein wollende, aber bloß nervös defadente sogenannte „Weltdichtung“ der extrem Modernen genugsam beweist. Daher ist es für den Kritiker und Litterarhistoriker, der mit

aufmerksamen Augen die literarischen Strömungen verfolgt und die Gesetzmäßigkeit ihrer Ursachen und Wirkungen festzustellen sucht, höchst erfreulich zu sehen, wie kraftvoll und lebendig heute unsere schweizerische Heimatdichtung dasteht, dies namentlich auch wieder in ihren neuesten Erzeugnissen, die im nachfolgenden besprochen werden sollen. Daß dabei diese Erzeugnisse nicht die Prätension erheben, sogenannte „höchste Kunst“ zu sein, sondern eben schlichte Heimatkunst, mag man bei den folgenden Kritiken in Betracht ziehen.

Rudolf von Tavel (Bern) hat in seinem neuesten Werke „Der Scharn vo Buebebürg“ (Verlag von A. Franke, Bern) sich seinen Stoff wieder aus der Geschichte geholt, wie schon in seiner köstlichen Novellensammlung „Familie Landorfer“. Im Mittelpunkt seiner Erzählung steht die ansprechende Gestalt des Obersten Wendschag, der mit einer warmen Liebe zum Volke im Herzen zuletzt auf tragische Weise den Tod findet. Die vielen Vorzüge der gemütvollen Dialektschilderung Tavels offenbaren sich auch in diesem Bande in reichem Maße. Man braucht nur einen Blick hineinzutun, um sofort das Gefühl zu haben, in einer alten traulichen, sonnendurchfluteten Stube voll Heimeligkeit und stillem Frieden zu sitzen, wo die Großmutter unter dem Surren des Spinnrades bald heitere, bald traurige Geschichten erzählt. Ganz meisterhaft ist auch in diesem Buche wieder die Milieuschilderung, die uns sofort in den Geist der Zeit zu versetzen weiß und auf gleicher Höhe steht die Charakteristik der auftretenden Personen. Hingegen wäre eine etwas straffere Führung der Handlung dem Buche von Vorteil gewesen.

Rudolf von Tavel kommt mir immer vor wie ein ins Berndeutsche übersehter Fritz Reuter. Mit ihm hat er das gemütvolle Behagen gemein, mit dem er sich mitzuteilen weiß, dazu die eingehende Kenntnis der Volksseele und ihrer Repräsentanten, den nicht gemachten, sondern durchaus natürlichen, aus den Personen und Situationen resultierenden Humor, die warme Anteilnahme an allem Seienden und vor allem auch die große, innerliche Gesundheit in seinen Werken. Was ich schon einmal über diese Gesundheit Tavels gesagt habe, möchte ich hier wiederholen. Vom modernen Dekadententum mit seinem lüsteren Herumreden um das rein Sinnliche, seinem Spekulieren auf die niedrigsten Instinkte im Menschen ist bei ihm keine Spur vorhanden. Der Verfasser ist eben bei allem Mangel an kleinlicher Brüderie und Sittlichkeitsheuchelei selbst viel zu gesund, um nicht das Krankhafte und Wurmstichige in diesen Erzeugnissen überreizter und lüsterer Köpfe zu erkennen. Hauptsächlich auch aus diesem Grunde kann jeder ernsthafte Mensch, der mit der schwülen Treibhauskunst des modernen Verfallzeitlertums nichts zu tun haben will, nur aufs entschiedenste wünschen, daß diese vom Verlag

auch äußerlich sehr hübsch ausgestatteten Novellen zum Gemeingut unseres Volkes werden, und zwar aller seiner Schichten. Sie sind geistige Volksnahrung im höchsten und besten Sinne des Wortes.

Auch Emil Hügli (Chur), der sich durch seine lyrischen Schöpfungen und Novellen bereits einen ehrenvollen Namen gemacht hat, hat in seinem neuesten Roman „Untergang“ (Verlag von W. Schäfer, Scheuditz bei Leipzig) in die Vergangenheit zurückgegriffen. Auf dem politisch so bewegten und für die Geschichte unseres Vaterlandes so trüben Hintergrunde der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts spielt sich die Handlung des Romanes ab. Hügli hat es trefflich verstanden, den Untergang eines ganzen Volkes mit dem einer bäuerlichen Familie, das allgemeine Schicksal mit dem Einzelschicksal in Verbindung zu bringen und so ein Gemälde von erschütterndem Ernst und tieftragischer Wirkung zu schaffen. Manchmal stört einen zwar das offensichtliche Bemühen des Verfassers, die hochdeutsche Sprache durch Einschleichen von dialektischen Wendungen und Ausdrücken dem Volkstümlichen näher zu bringen; manchmal fällt einem wohl auch ein etwas merkwürdiges Zusammentreffen auf, aber im ganzen ist die Darstellung der Charaktere und Geschehnisse durchaus wahr und namentlich Lisbeth, die Hauptheldin des Romans, wächst in ihrer schlichten Liebe und selbstlosen stillen Hingabe zu einer Höhe empor, die etwas antik Großes an sich hat. Ein echtes Volksbuch voll heimatlicher Kraft und Liebe, als das muß man Hüglis neuestes Werk bezeichnen.

Der dritte im Bunde, der sich seinen Stoff aus der Geschichte holte, ist Fritz Wernli (Lenzburg), der uns mit der s. Z. bereits im Feuilleton der „Basler Nachrichten“ erschienenen Erzählung „Wirrnisse“ (Verlag von H. R. Sauerländer & Cie., Aarau) in den süddeutschen Bauernkrieg zurückführt. Ich muß sagen, eine freudigere Überraschung als die Lektüre dieser einfachen Novelle hat mir noch selten eine Neuerscheinung gebracht und wenn ich nicht zufällig wüßte, daß der Verfasser bereits die Lebensmitte überschritten hat, so würde ich anfangen, von „großen Hoffnungen“ zu reden. Denn diese Erzählung ist so frisch und lebensvoll geschrieben, so voll origineller Wendungen und Einfälle und dabei so ungesucht und selbstverständlich, daß man vom Anfang bis zum Ende trotz der nicht immer heitern Handlung kaum aus dem wohligen Behagen und stillen Schmunzeln herauskommt. Das Zeitkolorit ist ganz trefflich gewahrt, man fühlt sofort, daß hier ein geschulter Historiker an der Arbeit war, aber einer, der nicht im Staub und Moder der Geschichte stecken blieb, sondern mit frischen Sinnen und klaren Augen ihr Wesentlichstes erfaßt und herausgeschält hatte. Kommt dazu noch ein feiner schalkhafter Humor, eine eingehende Kenntnis der Menschen und Verhältnisse, die hin und

wieder etwas archaisierende, aber äußerst lebendige Sprache, so erhalten wir in der Gesamtheit eine Erzählung, die trotz ihrer Schlichtheit an dichterischen Werten reicher ist, als ein ganzes Schock der meistens breit und anspruchsvoll auftretenden sogenannten „Höhendichtungen“ mittel-mäßiger Poeten. Das Buch ist mit einer tüchtigen Zeichnung des aar-gauischen Malers E. Bolens geschmückt und auch sonst vom Verlag sehr hübsch ausgestattet worden.

„Unter dem Giebel“ nennt Karl Albert Burgheer (Basel) seine „Schlichten Geschichten aus der Mansarde“ (Verlag von W. Schäfer, Schleuditz bei Leipzig). Auch diese Erzählungen sind als gesunde Volkskost warm zu begrüßen. Burgheer zeigt ein bemerkenswertes Talent, die Kleinwelt des Handwerker- und Bürgertums liebevoll und wahr zu zeichnen und seine Menschen in ihren Eigenheiten und charakteristischen Zügen glaubhaft vor Augen zu führen. Gerade in unserer so hastenden und nervös nach vorwärts strebenden Zeit, die den Blick für das Beschauliche und Idyllische fast gänzlich verloren zu haben scheint, wirken diese Erzählungen in ihrer anspruchslosen Natürlichkeit ungemein wohlthuend und erfrischend.

Einen für ein Gedichtbuch ganz ungewöhnlichen Erfolg hatte das Sammelbändchen „Hinterm Pflug“, Verse eines Bauern von Alfred Huggenberger (Verlag von Huber & Cie., Frauenfeld). Kaum ein halbes Jahr nach seinem ersten Erscheinen mußte jetzt schon die dritte Auflage ausgegeben werden. Wer einen Blick in das Büchlein tut, der sieht auch sofort, daß dieser Erfolg vollauf gerechtfertigt ist. Bei diesen zum größten Teil ganz prächtigen Gedichten sind einmal die so viel gebrauchten und mißbrauchten Schlagworte von „Erdgeruch“ und „Duft der Scholle“ keine Phrase. Es ist ein Büchlein so voll echten Heimatgefühls und tiefinnerlicher Kraft, daß es einem beim Lesen wie ein sonniges Leuchten übers Antlitz geht. Wie sollte es auch anders möglich sein bei einem Dichter wie Huggenberger, der als Landmann in Bewangen bei Frauenfeld lebt und mit der ganzen unverfälschten Natürlichkeit und den klaren Augen des unverbogenen Natursohnes die Welt und das Leben um sich betrachtet und der zudem ein so feines Gefühl für Rhythmus und Form hat, daß man die meisten seiner Gedichte in ihrer Art schlechtweg vollendet nennen muß. Wie hier alles, Form und Gedanke und aus dem Innersten aufquellendes ursprüngliches Gefühl, zu einer künstlerischen Einheit zusammenklingt, das mag man aus den im folgenden abgedruckten Gedichten selbst ersehen.

Auch Meinrad Lienert (Zürich) ist diesmal mit einer Versdichtung auf den Plan getreten. „'s Heiwili“ heißt die anmutige Gabe, die er uns dieses Jahr geschenkt hat (Verlag von Huber & Cie., Frauenfeld). Was uns an diesem Poeten stets wieder anzieht, das ist neben

der meisterhaften Art, wie er den Dialekt handhabt, die Tiefe des Gemüts, die Wärme und Beseeltheit der Empfindung, die manchmal fast rührend-liebevoller Behandlung des Stoffes. Seine Poesie ist so zart und innig, so aus dem Innersten heraus geschöpft, daß man manchmal nur den Duft der Blume zu riechen vermeint, ohne die Blume selbst zu sehen. Das zeigt sich denn auch wieder in sehr ausgeprägtem Maße in der vorliegenden lyrisch-epischen Dichtung, in der er das Heimweh nach der Heimat in der Gestalt des in die Fremde gezogenen „Heiwili“ in so wehmütig-zarter und aus tiefster Empfindung geborener Weise verkörpert, wie ich es mit solcher Innigkeit und solchem unmittelbarem Gefühl kaum jemals poetisch dargestellt fand.

Joseph Reinharts (Schönenwerd) „Liedli ab em Land“ treten nun auch in zweiter Auflage vor's Publikum (Verlag von A. Francke, Bern). Der Verfasser hat dem Gedichtbändchen das folgende hübsche Geleitwort vorangehen lassen:

Vor zehn Jahren sind die „Liedli ab em Land“ zum erstenmal erklingen, jaghaft fast, wie die ungeübten Weisen des jungen Waldsinken. Und doch haben einige nicht ungern zugehört. So will es denn der Liedliänger wagen, von neuem zu singen, nachdem er den Schnabel wohl etwas geschliffen, manche neue Weise geübt und manche alte, die unrein klang, ein wenig umgestimmt hat.

Und wenn in einer Zeit, da der Sinn für heimatechtes Wesen und volkstümliche Weise neu erwacht ist, die Liedli etwas weiterklingen dürften und das eine oder andere derselben unter einem trauten, tiefen Hausdach hervor, oder vom kühlshattigen Waldrand herab, oder vom verschwiegenen Pfad in mondheller Samstagnacht ins liebe Ländchen hinaus wiedertönen sollte, so wäre wohl einer meiner schönsten Träume erfüllt.

Als Datum hat er unter dieses Geleitwort den „Geburtstag des Sängers aus Dithmarschen“ hingesezt und damit wohl den klassischen niederdeutschen Dialektdichter Klaus Groth gemeint. Aber mehr noch als an den großen Niedersachsen erinnert Reinhart an J. P. Hebel, mit dem er viel Verwandtes hat. Das schlicht Volkstümliche in Reinharts Poesie, die Sicherheit und Ungezwungenheit, mit denen er den Volkston zu treffen weiß, dabei der echt lyrische und feinabgetönte Stimmungsgehalt machen diese Lieder zu einer sehr erfreulichen Erscheinung, und es wäre wohl zu wünschen, daß sie noch mehr als bisher „unter einem trauten, tiefen Hausdach hervor oder vom kühlshattigen Waldrand herab, oder vom verschwiegenen Pfad in mondheller Samstagnacht ins liebe Ländchen hinaus wiedertönt“.

Eine Sammlung von Volksliedern „Im Röseligarte“ hat Otto von Grenerz im Verein mit dem bekannten bernischen Maler Rudolf Mürger herausgegeben (Verlag von A. Francke, Bern). So wenig hoch man Grenerz auch als Dichter stellen kann (seine harmlosen kleinen Dialektsachen wollen doch künstlerisch so gut wie nichts bedeuten und

auch der „Napolitaner“ ist in dieser Hinsicht sehr ansehnlich), so hoch muß man ihn als eingehenden Kenner und Förderer der heimatlichen Mundart und der Volksliteratur schätzen. Schon sein ebenfalls mit Münger herausgegebenes ganz prächtiges „Schweizerisches Kinderbuch“ (Verlag von A. Franke, Bern) war höchsten Lobes würdig und das Gleiche gilt von dem vorliegenden Bändchen Volkslieder, die, wie er selbst im Vorwort sagt, „in der Absicht gesammelt und herausgegeben worden sind, um den Volksgesang unserer Heimat zu Ehren zu ziehen“. Daß bei einem Illustrator wie R. Münger die beigegebenen Bilder, sowohl im „Kinderbuch“, wie auch im „Röseligarte“, vorzügliche Leistungen sind und Sinn und Geist des Textes in hervorragender Weise zur Anschauung bringen, braucht wohl kaum noch besonders gesagt zu werden.

Zum Schluß sei noch auf zwei Kalender hingewiesen. Wie tief im allgemeinen unsere Kalenderliteratur steht und was da an „geistiger“ Kost dem Volke geboten wird, ist bekannt und schon oft genug beklagt und bedauert worden. Um so erfreulicher ist es, wenn Erscheinungen auftauchen wie die, von denen im folgenden die Rede sein soll, und es ist dringend zu wünschen, daß alle, denen die Hebung unserer geistigen Kultur am Herzen liegt, sie nach Kräften unterstützen.

Den „Schweiz. Heim Kalender“ (Verlag von A. Bopp, Zürich), herausgegeben von Oskar Frey (Höngg), möchte man geradezu als das Ideal eines Kalenders bezeichnen, der sowohl dem einfachen Mann, wie dem Gebildeten, reiche Anregung verschafft. Von den Beiträgen wollen wir vor allem den mit vieler Einsicht und großem Fleiß geschriebenen Aufsatz von Dr. A. Schaer über „Die deutsch-schweizerische Dichtung seit Gottfried Kellers Tod“ nennen. Ferner die von großem Verständnis für die behandelte Materie zeugende Studie des bernischen Seminardirektors Dr. E. Schneider: „Kunstpflanze in Schule und Haus“, den feinsinnigen Beitrag von Dr. Plazhoff-Dejeune: „Vom schweizerischen Charakter“, den vorzüglichen und allgemeinverständlichen Essay: „Neue Schweizer Malerei“ von Dr. Hermann Kesser, Pfarrer Kellers: „Humor — eine Weltanschauung“ und noch eine ganze Menge anderer sehr lesenswerter und interessanter Aufsätze. Kleine Erzählungen, Skizzen und Gedichte haben beige-steuert Karl Spitteler, Adolf Frey, M. Lienert, Ernst Zahn, Adolf Böglin, Arnold Ott, Emil Hügli, Viktor Hardung, Jakob Böhler, J. Reinhart, A. Schaer, R. Kelterborn, Karl Sax, Paul Jlg, Artur Zimmermann, Lisa Wenger, Isabella Kaiser u. v. a. Die Beiträge sind fast durchwegs sehr sorgfältig ausgewählt. Wir wollen nochmals nachdrücklich betonen, daß wir in dem vorliegenden Kalender ein Volksbuch von hohem ethischem und künstlerischem

Wert besitzen. Der ungemein billige Preis von einem Franken sollte jedermann die Anschaffung ermöglichen.

Ein ebenfalls auf hoher Stufe stehender Kalender ist der schon seit mehreren Jahren erscheinende „Wanderer“, redigiert von Ulrich Kollbrunner (Verlag von Jaesi & Beer, Zürich). Ist der „Heim-Kalender“ mehr ein volkstümliches Jahrbuch für das gesamte kulturelle Leben der Schweiz, so ist der „Wanderer“ schon weit mehr Kalender. Belehrende Beschreibungen, Erzählungen, Skizzen, Gedichte wechseln mit allerlei sonstigem Wissenswerten ab und auch der Humor kommt zu seinem Recht. Aber alle Beiträge sind so ausgewählt, daß keiner in jene Sphäre der Kriminal- und Mordliteratur und des groben Spekulierens auf die gemeinsten Triebe der Masse herabsinkt. Deshalb ist auch diesem Kalender weiteste Verbreitung zu wünschen.

Damit wäre ich am Schluß. Von Ernst Zahns „Lukas Hochstrazers Haus“ soll demnächst in den „Beiträgen zur neuern schweizerischen Literaturgeschichte“ bei der Beurteilung der dichterischen Gesamtpersönlichkeit Zahns die Rede sein.



Aus Schweizerischer Dichtung.



Hinterm Pflug.*

Verse eines Bauern.

Von A. Huggenberger.

Fahnenflucht.

Ich kann dich nicht verstehen,
Du Bauernsohn von altem Holz;
Du schrittest hinterm Pfluge her
So sicher und so stolz!

Du schärftest deine Sense
Beim ersten roten Morgenschein;
Wie führtest du so guten Streich!
Dich holte keiner ein.

* Siehe den Artikel: „Neue Schweizerische Bücher“.

* Verlag von Huber & Cie., Frauenfeld.